

Täuschung in der That größer sein kann für das monokulare Sehen.“ In der That: sein kann. — Auch die weiteren quantitativen Bestimmungen enthalten nichts, was der Theorie eine wesentliche Stütze gewähren könnte. Die naheliegende und für die Theorie höchst bedeutsame Frage nach der Abhängigkeit der Täuschung von der Neigung der Querstriche wird keiner experimentellen Prüfung unterzogen. Dagegen wird der Einfluß verschiedener Drehungen der Figur ausführlich untersucht, und gefunden, daß die Täuschung durch Drehung verstärkt oder herabgesetzt wird, je nachdem die Drehungsachse sich zu den Längsstreifen parallel oder senkrecht verhält. — Aus dem erwähnten Prinzip erklärt der Verfasser auch die HERINGSche und die POGGENDORFSche Täuschung. In betreff der letzteren wird gefunden, daß die Täuschung mit dem Abstand der Parallelen wächst, bei gleichen Querstreifen größer ist, als bei ungleichen, und bedeutend kleiner wird, wenn die Richtung der Querstreifen derjenigen der Verbindungslinie zwischen den Augen parallel ist. — Mit Rücksicht auf die geringe Zahl der Beobachter und die bedeutenden persönlichen Differenzen glaubt Referent, daß die gewonnenen Zahlen nur provisorischen Wert beanspruchen können.

HEYMANS (Groningen).

M. J. MONRAD. **Über den psychologischen Ursprung der Poesie und Kunst.** *Arch. f. systemat. Philos.* I. Bd. Heft 3. S. 347—362. 1895.

Ein nicht uninteressanter Versuch, die empiristische Ästhetik des ARISTOTELES mit der spekulativen HEGELS zu vereinigen. — Für die künstlerische Produktion stellt ARISTOTELES zwei Grundprinzipien auf: das Prinzip der Nachahmung und das Prinzip der rhythmisch-harmonischen Behandlung des Dargestellten. MONRAD geht hauptsächlich von der Nachahmung aus und sucht von da zu dem HEGELschen „Durchscheinen der Idee“ zu gelangen, wobei er sich nicht ohne Glück auch ein wenig der Methode HEGELS bedient. Er läßt nämlich das noch tierische, nicht von inneren Bildern begleitete Nachahmen in ein bloß innerliches Nachahmen umschlagen (wodurch der objektive Eindruck subjektiv beeinflusst, der „Idee“ angenähert, rationalisiert wird), und erst diese innere Nachahmung führt dann, indem sie sich wieder äußerlich objektiviert, zum eigentlichen Kunstwerk. Je öfter auf solche Weise Kunstwerke entstehen, desto mehr werden sie sich durch Wechselwirkung von allem bloß Individuellen befreien, desto [mehr werden sie sich zum vollkommenen Ausdruck der „Idee“ und damit zur höchsten Schönheit ausgestalten. — Auch der Rhythmus und die Harmonie (das zweite Prinzip des ARISTOTELES) sind der natürliche Ausdruck der sich frei entfaltenden Idee. — Das ästhetische Genießen endlich beruht auf der Freude am Wiedererkennen (ARISTOTELES), wobei der neue Eindruck mit dem Erinnerungsbild entsprechender früherer Eindrücke verschmilzt, ein Prozeß, durch den abermals das bloß Individuelle in den Hintergrund gedrängt, das Durchscheinen der Idee (HEGEL) begünstigt wird.

Obwohl MONRADS abstrakter Idealismus und seine Negierung des individuellen Gehaltes den modernen Vertretern der Ästhetik wenig

sympathisch sein werden, enthält seine Arbeit doch sicher viel Treffendes und Beachtenswertes. Am wertvollsten erscheint mir seine Behandlung der inneren Nachahmung; daß die innere Nachahmung das sinnlich Gegebene unwillkürlich dem Begrifflichen, Typischen annähert, habe auch ich in meinen ästhetischen Arbeiten hervorgehoben, ohne jedoch dabei eine negierende Stellung gegen das Individuelle einzunehmen. MONRAD übersieht aber auf Grund des HEGELSchen Rationalismus, daß diese Annäherung an das Typische nur eine unter den Leistungen der inneren Nachahmung ist, ja daß ihre wesentlichsten Leistungen nicht logischer, sondern emotioneller Natur sind. Um dies völlig zu erkennen, muß man freilich einen wichtigen Begriff mit in Betracht ziehen, der bei MONRAD fehlt, nämlich den Zentralbegriff der ganzen Ästhetik: den Begriff des Spiels.

KARL GROOS (Giessen).

W. JERUSALEM. **Die Urteilsfunktion. Eine psychologische und erkenntnis-kritische Untersuchung.** Wien und Leipzig. W. Braumüller. 1895. 269 S.

Im ersten Abschnitt beleuchtet Verfasser die Bedeutung des Urteilsproblems. Er hebt namentlich und mit gutem Recht gegen MILL und Andere hervor, daß die Frage, was wir thun, wenn wir urteilen, keine metaphysische, sondern zunächst wenigstens eine psychologische Frage ist. Ebenso will er logische und erkenntnis-kritische Fragen zunächst ausschließen. Er will allerdings auch prüfen, was wir thun, und wie wir dazu kommen, ein Urteil für wahr oder falsch zu halten, jedoch nicht entscheiden, welche Urteile objektiv wahr sind. Seinen allgemeinen psychologischen Standpunkt präzisiert J., wie folgt: „Das psychische Geschehen ist seinem Wesen nach substratlos und nur empirisch zusammen mit physischem, also an ein Substrat gebundenem Geschehen gegeben“. Leider knüpft er hieran die weitere Annahme „unbewufster psychischer Vorgänge.“ Die kurze Argumentation S. 11 ist ganz unzureichend. Warum soll physiologischen Dispositionen, den R_i 's des Referenten, eine unbewufte psychologische Disposition entsprechen? Weil die Lücke unbegreiflich ist, sagt J. Dem Referenten scheint diese Unbegreiflichkeit nur zu bestehen, solange man eben von der Voraussetzung eines durchgängigen psychologischen Parallelismus ausgeht. Diese Voraussetzung ist ja aber gerade das erst zu Beweisende.

Der zweite Abschnitt giebt eine historisch-kritische Übersicht der wichtigsten bisher aufgetretenen Untersuchungen über das Urteilsproblem. Etwas ausführlicher werden die Anschauungen von PLATO, ARISTOTELES, OCCAM, DESCARTES, SPINOZA, KANT, BRENTANO, SIGWART und WUNDT besprochen.

Der dritte Abschnitt behandelt den Ursprung und die Elemente der Urteilsfunktion. Zunächst lehnt Verfasser ab, daß das Urteil eine Assoziation sei; denn in dem Urteil: „der Baum blüht“ trete ja zu der Vorstellung des blühenden Baumes kein neues Vorstellungselement hinzu. Hierauf ist zu erwidern, daß das Urteil: „der Baum blüht“ bald ein analysierendes im Sinne WUNDTs, bald ein zusammensetzendes im Sinne SIGWARTs ist. Im ersteren Falle handelt es sich, wenn wir das